

Wohnen heisst leben : eine Brücke schlagen zwischen Arbeiten und Wohnen

Autor(en): **Oberhänsli, Rolf**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue - Profil : Monatszeitschrift**

Band (Jahr): **61 (1982)**

Heft 5

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-339864>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

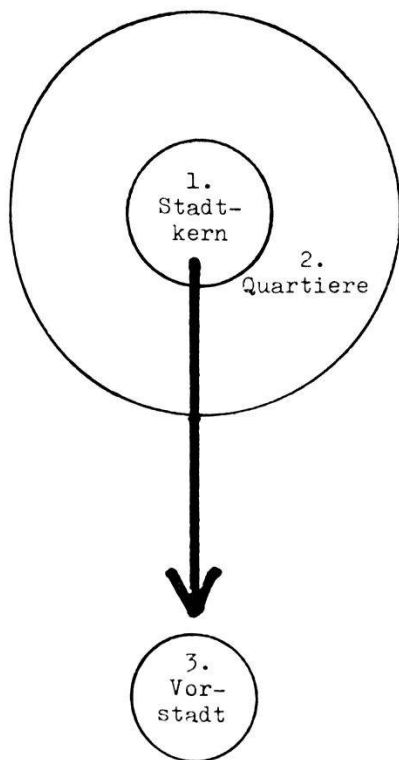
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wohnen heisst leben

Eine Brücke schlagen zwischen Arbeiten und Wohnen

«Ich habe in Zürich gewohnt», sagt mein neuer Nachbar, «leider fand ich dort keine erschwingliche Wohnung für meine Familie. Darum sind wir jetzt hier in S. Mit dem Zug hätte ich viel zu lang für ins Büro. Aber mit dem Auto geht es. Ein gute halbe Stunde. Der Autobahnanschluss liegt günstig.» Neue Nachbarn sind oft Vertriebene, Opfer einer Entwicklung, die anscheinend niemand im Griff hat.



Was man weiss: dass jede Stadtentwicklung dieselben Phasen durchläuft:

- Zuerst entwickelt sich der Kern.
- Dann wird das Zentrum mit Quartieren umgeben.
- Schliesslich bilden sich Vorstädte.

Die westeuropäischen Städte befinden sich auf der dritten Entwicklungsstufe: Immer mehr Menschen werden von der Wirtschaft aus den Ballungszentren in die Vorstädte verdrängt. Dort schießen die Bauten wie Steinpilze aus dem Boden. Die Arbeitsplätze konzentrieren sich an den Verkehrsknoten, also vor allem wieder in den Ballungszentren. Der Vorstädter wird zum Pendler. Er weiss vielleicht nichts von dieser dritten Entwicklungsstufe, aber er erlebt sie. Er erlebt nämlich Arbeiten und Wohnen täglich als Lebensbereiche, die weit auseinanderliegen und nichts miteinander gemein haben als die Verbindung durch eine lange Asphaltpiste.

Erwerbsarbeit und Eigenarbeit

Mit diesem asphaltierten Verständnis von Arbeit und Wohnen begnügen sich auch die andern, nicht nur die Pendler. Beide Begriffe werden sehr beschränkt verwendet. Unter «Arbeit» wird fast nur «Erwerbsarbeit» verstanden. Erwerbslose zum Beispiel etikettieren wir als «Arbeitslose». Die vielfältigen Betätigungsfelder ausserhalb der Erwerbsarbeit — man könnte sie als «Eigenarbeit» bezeichnen — bleiben unbeachtet. Mitarbeit in einer Bürgerinitiative, Mahlzeiten kochen, einen Verein leiten, das Auto waschen, Kinder betreuen usw. entziehen sich zwar dem gängigen Frankenrappendenken, sie sind aber gerade dadurch, dass sie andere Werte schaffen, besonders wertvoll. Dass die Eigenarbeit trotzdem

nichts gilt haben wir unter anderem der Erfindung der sogenannten «Freizeit» zu verdanken. Die strikte Einteilung unserer Zeit in Arbeits- und Freizeit hat mit zur Folge, dass Eigenarbeit als Grundpfeiler menschlichen Zusammenlebens kaum noch getan wird. Das Gemeinschaftliche im Wohnbereich zum Beispiel stirbt ab. Niemand will sich in Haus, Quartier oder Gemeinde einsetzen. Dies ist umso verständlicher, als sich — wie wir noch sehen werden — die Gelegenheiten dazu noch nie so einladend wie heute angeboten haben.

Automation als Bedrohung: Der Beruf verkommt zum Job

Fast der gesamte Bereich der Erwerbsarbeit untersteht den eigengesetzlichen Anforderungen der Massenproduktion. Die Zentralisierung von Produktion und Dienstleistungen auf Kosten kleiner und mittlerer Betriebe ist enorm. Sie wirkt sich in der Viehhaltung ebenso aus wie im Druckereigewerbe. Es gibt immer weniger Selbständige im Verhältnis zu den Unselbständigen. Immer weniger Menschen können entscheiden oder wenigstens mitbestimmen, was, wann und wo sie produzieren. Wenn die Unselbständigen nun auf mehr Mitbestimmung aus sind, so versuchen sie nur, diesen massiven Verlust an Entscheidungsmöglichkeiten auszugleichen. Von mehr Rechten ist keine Rede. Überhaupt sind nicht die Unselbständigen die potentiellen Systemveränderer, sondern die grossen Konzerne. Sie «rationalisieren» zum Beispiel ihre Betriebe. «Rationalisieren» heisst «automatisieren». Der Automat macht den Menschen nach und nach überflüssig, zuerst die Hand, dann den Kopf. Diese Entwicklung erzeugt Angst:

Angst vor der Entlassung, vor der Erwerbslosigkeit. Sie führt auch dazu. Eine Folge: der Zwang zum Wohnortwechsel oder — etwas weniger deutlich umschrieben — zur «Mobilität».

Das Gefühl «Ich muss mobil sein» verhindert u.a. die Verwurzelung und das Engagement am Wohnort. Ihm auf dem Fuss folgt das Gefühl «Ich gehöre nicht zur Gemeinde; die werden es schon recht machen».

Auch am Arbeitsplatz wird der Mensch von solchen ungunstigen Gefühlen erfasst: Je bewusster ihm wird, dass man ihn durch einen Automaten ersetzen kann, desto weniger mag er zu seiner Erwerbsarbeit eine Beziehung schaffen. Das Begriffspaar Beruf/Berufung hat vielleicht noch für Direktoren sowie Grossbauern und einige Handwerker Bedeutung. Für die meisten Erwerbstätigen werden aber der Arbeitsbereich und seine Anforderungen immer beliebiger. Den «Beruf fürs Leben» zu lernen, erweist sich als unzweckmässig, werden doch alle paar Jahre andere Kenntnisse und Fertigkeiten verlangt. Es hat also immer weniger Sinn, seine Fähigkeiten zu entwickeln, noch weniger, zu sich selber und zu seinem Berufsideal zu stehen. Der Beruf verkommt zum Job: auch dies ist eine Abwertung der Erwerbsarbeit, die nicht zuletzt von der Automation ausgelöst wird, von der Automation, die uns einst auf eine Steigerung der Lebensqualität, aufs Besser-Leben, Hoffnung machte! Nun stehen wir da wie die Zauberberlehrlinge.

Automation als Chance: Aufwertung der Erwerbsarbeit

Die Frage, ob die industriellen Formen und Inhalte der Arbeit «vorbei» seien, spukt schon

lange in den Köpfen. Sie wird oft im Zusammenhang mit der Frage «Ist das Leben in der Stadt vorbei?» gestellt. Sich darüber Gedanken machen, heisst überlegen, was aus den bisherigen Arbeits- und Wohnformen werden soll.

Etablierte wie oppositionelle Kreise fühlen sich herausgefordert. Am fruchtbarsten ist seit fünf Jahren die sogenannte «Alternativbewegung». Sie vor allem hat das ungleiche Verhältnis Erwerbsarbeit/Eigenarbeit bewusst gemacht und versucht, dem Problem beizukommen. Sie schlägt u.a. auch neue Lösungen vor, die das Kind mit dem Bad ausschütten möchten:

● Man soll sich in Kommunen auf dem Land wieder selbst versorgen: Die Eigenarbeit soll also ganz an die Stelle der Erwerbsarbeit treten!

● Die sogenannte «Hausfrauenarbeit» müsse bezahlt werden: In diesem Fall soll ein bedeutender Teil der Eigenarbeit auch noch in die Erwerbsarbeit einbezogen werden! Da läuft es einem kalt den Rücken hinunter...

Es muss weder der eine noch der andere Arbeitsbereich abgeschafft, sondern die räumliche und zeitliche Trennung sollte überwunden werden. Für die Erwerbsarbeit liessen sich daraus etwa die folgenden Forderungen ableiten:

● Sie muss möglichst dort in der Nähe stattfinden, wo wir wohnen.

● Am Arbeitsplatz braucht der Erwerbstätige mehr Selbständigkeit. Er soll wieder entscheiden oder — als Lohnempfänger — mitentscheiden. Die wirtschaftliche Konzentration könnte so aufgehoben werden.

● Die Mitbestimmung müsste auch eine «Über-Automation» verhindern. Sie schadet dem arbeitenden Menschen. Gegen eine massvoll eingesetzte Automation hingegen ist überhaupt

nichts einzuwenden. Im Gegenteil, sie ist eine Chance! Automation im Dienste richtig verstandener Dezentralisation und sinnvoller Verkürzung der Erwerbsarbeitszeit! Daraus liess sich etwas Neues schaffen.

● Die zunehmende Erwerbslosigkeit als Folge der Automation dürfen wir aber nicht einfach hinnehmen. Es geht nun darum, die verbleibende Erwerbsarbeit gerecht zu verteilen. Heute kommen auf einen Erwerbstätigen schon zwei Nicht-Erwerbstätige (Kinder, Hausfrauen, Rentner, «Arbeitslose»). Nach einer gerechten Verteilung der Erwerbsarbeit müsste dieses Verhältnis umgekehrt aussehen: auf zwei Erwerbstätige nur noch ein Nicht-Erwerbstätiger! Der Voll-Erwerbstätige wäre nun nicht mehr die Norm; das Geldverdienen würde nur noch einen Teil der bisherigen Erwerbsarbeitszeit ausmachen.

● Bereits bekannte Formen der Zeiteinteilung bekämen einen neuen Stellenwert, besonders im Hinblick auf die Aufwertung der Eigenarbeit. Forderungen, wie gleitende Arbeitszeit, mehr Ferien, frühere oder teilweise Pensionierung usw. würden nun unter Umständen sinnvoller.

Die Umverteilung der Erwerbsarbeit wäre die wirksamste Kur zur Aufwertung der Eigenarbeit. Die Einnahme einer Medizin darf aber nie erzwungen werden. Sonst erreichen wir das Gegenteil: die Ablehnung neuer Ideen. Aber auch auf eine blossige Symptombehandlung dürfen wir uns nicht einlassen: Es genügt z.B. nicht, ideelle Wertmassstäbe einfach neu zu ziehen. Zu falsch tönt in unseren Ohren das Lob der edlen Mutter, die Kinder grosszieht, sich um Alte kümmert und Geschirrspült. Es geht uns wirklich um das gleichberechtigte Zusammenleben aller Menschen, nicht

darum, die Frauen wieder einmal von der Erwerbstätigkeit wegzukriegen!

Brücke zum Wohnen: Aufwertung der Eigenarbeit

Neue Formen der Erwerbsarbeit brächten uns generell ein weiteres Verständnis des Begriffs «Arbeit». Bei diesem weiteren — oder sagen wir doch: kreativeren — Verhältnis zur Arbeit müssten wir nun den Hebel ansetzen, um auch der Eigenarbeit den ihr zustehenden Stellenwert zuzuweisen. Auch bei der Eigenarbeit steht dabei die gerechte Verteilung im Vordergrund. Grosse Schwierigkeiten sollte uns diese aber nicht bereiten; die Anforderungen sind nicht hoch:

● Es liegt auf der Hand, dass jeder, der dazu fähig ist, vorab diejenige Eigenarbeit selbst erledigt, die er verursacht. Jeder tut also im Prinzip Hausarbeit. Jemanden für sich kochen und waschen zu lassen, ist unsozial, ausser, man wechselt sich ab oder man verteilt die verschiedenen Arbeiten den Fähigkeiten entsprechend. Das «Problem», ob es sich bei einer Tätigkeit um Frauen- oder Männerarbeit handle, wird dabei von selber verschwinden. Es ist also durchaus möglich, dass sie den Kotflügel ausspachtelt und er den Kindern Pullover strickt.

● Jeder hat sich die notwendigen Fähigkeiten anzueignen. Wenn die oft propagierte Chancengleichheit ernst genommen wird, kann die Schule einen Teil dieser Ausbildungsaufgabe übernehmen. Wir sollten aber die Möglichkeiten und die Wirkung der Institution «Schule» nicht überschätzen, und eine Aufwertung der Eigenarbeit ist das Abschieben dieser Ausbildungsaufgaben auch nicht! Sie sind eben gerade Sache der von der Erwerbsarbeit entlasteten

Väter, Mütter, Nachbarn, Arbeitskollegen usw.

● Deshalb eine dritte Forderung: Der Fähige hat möglichst viel zusätzliche Eigenarbeit zu leisten, indem er sich des Unfähigen annimmt. Diese Forderung bezieht sich natürlich nicht eng auf Hausarbeit. Im Quartier und in der Gemeinde warten ebenfalls Aufgaben, die getan werden sollten.

Damit hätten wir die Brücke zwischen Arbeiten und Wohnen eigentlich geschlagen: denn durch die Bereicherung der Eigenarbeit würden sich auch die Ansprüche ans Wohnen in der Haus-, Quartier- und Gemeindegemeinschaft wandeln.

Eigenarbeit als Chance: Aufwertung des Wohnens

Wohnen ist nicht nur Vierzimmerküchebadfernsehen gemessen in konsumierten Quadratmetern. Wohnen heisst leben. Die Eigenarbeit hat hier einen gewaltigen Beitrag zu leisten:

● Man setzt seine Wohnung selber instand. Als Mieter entwickelt man nur durch Eigentätigkeit und Mitverantwortung ein neues (besseres) Verhältnis zum Vermieter. Der längst ausgeträumte Traum vom eigenen Hüsi kann endlich ad acta gelegt werden: man ist gern Mieter.

● Die Bewohner von Mehrfamilienhäusern pflegen die Anlagen gemeinsam. Vielleicht sind sie auch zu einer Art Selbstverwaltung fähig. Es wachsen dadurch die menschlichen Beziehungen. Die Isolation wird durchbrochen.

● Die Quartierbewohner sorgen selber für Wohnlichkeit: Sie engagierten sich z.B. dafür, dass wichtige Dienstleistungen im Quartier bleiben bzw. ins Quartier kommen: der Kindergarten, der Laden an der Ecke,

die Beratungsstelle, der Schuhmacher, die Arztpraxis, Erholungsstätten... Es ist ihnen auch nicht egal, wo und wie die älteren Mitbürger leben.

● Wohnen in der Gemeinde: Die Mitverantwortung im engeren Bereich, beginnend im Haus und am Arbeitsplatz, führt direkt zu einem erweiterten Engagement. Davon profitieren beide, das Gemeinwesen und der Einzelne. Das Gemeinwesen wird kulturell und wirtschaftlich unabhängiger. Der Einzelne gehört gern dazu; er schlägt Wurzeln.

Arbeiten und wohnen am gleichen Ort

Wer heute keine angemessene Wohnung für seine Familie findet, wird dorthin verdrängt, wo noch ein einigermaßen akzeptables Angebot besteht, z.B. vom Stadtkern in einen Vorort. Die Vorstadt wird so für viele zum Wartsaal. Man pendelt zur Arbeit. Und bei der ersten Gelegenheit zügelt man wieder in die Nähe des Arbeitsplatzes. Es wird zur Norm, dass die Mieterbevölkerung eines Ortes alle fünf Jahre wechselt! Wir sind Nomaden. Wohnortwechsel und Pendeln signalisieren die wirtschaftliche Abhängigkeit der Wohngemeinde von andern Orten. Ein Ausbau der Erwerbsmöglichkeiten in der Gemeinde ist nötig und möglich. Der Erfolg hängt aber davon ab, wie entschlossen wir die Aufwertung des Arbeits- und Wohnbereichs in Angriff nehmen.

Literaturhinweis

Gruppe Architektur und Stadtplanung, *Freiheit macht Stadt*. Darmstadt 1981